

Husserls Phänomenologie in drei Perspektiven

- Verena Mayer: *Edmund Husserl*. München: Beck 2009. 192 S., ISBN 978-3-406-58688-0, EUR 12,95.
- Alexander Schnell: *Husserl et les fondements de la phénoménologie constructive*. Grenoble: Millon 2007. 301 S., ISBN 978-2-84137-206-5, EUR 26.
- Dan Zahavi: *Husserls Phänomenologie*. Übersetzt von Bernhard Obsieger. Tübingen: Mohr Siebeck 2009. 165 S., ISBN 978-3-8252-3239-9, EUR 17,90 (engl. *Husserl's Phenomenology*. Stanford University Press 2003).

Es wäre ungerecht, drei neuere Bücher zu Husserl, die sehr verschiedenen Bedürfnissen nachkommen wollen, in Hinblick auf ihren Ertrag miteinander zu vergleichen: Das Buch von Verena Mayer ist eine klassische personenbezogene Einführung, das Buch von Alexander Schnell eine Studie zur Konstruktion im phänomenologischen Vorgehen mit einem systematisch einführenden Mehrwert, während Dan Zahavis Buch die Vielfalt der Husserlschen Sachthemen zur einer einheitlichen Darstellung bringt. Dennoch ist die Engführung dieser drei Werke interessant, da sich in ihnen jeweils der »ganze« Husserl in drei verschiedenen Perspektiven (der »logische« Husserl, der »konstruktive« Husserl und der »transzendente« Husserl) zeigt. Zugleich sind es drei Einführungen in Husserls Philosophie auf unterschiedlichem Niveau und mit verschiedenem Einsatzmoment.

I. Wenn alles mit rechten Dingen zugeht, sollte sich Zahavis Buch *Husserls Phänomenologie* bald als Standard-Einführung zu diesem Thema etablieren. Für diese überschwänglich scheinende Ansicht gibt es mehrere Gründe. Ein Grund liegt in Zahavis geschicktem Umgang mit den postum veröffentlichten bzw. noch zu veröffentlichenden Manuskripten (die *Husserliana* umfasst derzeit rund 40 Bände): Zahavi gelingt es auf Basis einer breiten Textkenntnis ausgezeichnet, das Verständnis der von Husserl selbst veröffentlichten Schriften durch Bezugnahme auf Texte aus dem Nachlass zu vertiefen und dadurch gängige Missverständnisse auszuräumen. Seine Darstellung der zentralen Husserlschen Themen demonstriert mehrfach, dass die Erweiterung der Textbasis nicht philologisch, sondern systematisch motiviert sein muss, denn oftmals ist es eine Passage aus dem nachgelassenen Werk, die den Schlüssel zu einem sachlich adäquaten Verständnis liefert. Als ein für den Leser nützliches Nebenresultat führt diese Arbeitsweise am Schluss zu einer Art Kanon der wichtigsten Nachlasswerke (vgl. S. 147–149). Apropos nützlich: Auch die Auflistung aller bisher erschienenen Husserliana-Bände sowie der Überblick über die verschiedenen, im Husserl-Archiv zugänglichen Manuskriptgruppen im Literaturverzeichnis sind zwar nur unspektakuläre Formalia, die aber das Weiterarbeiten auf Grundlage des Buches sehr befördern.

Ein weiterer Grund für den hohen Wert dieser Einführung ist der organische und souveräne Charakter der Darstellung: Zahavi gelingt es, die rastlose philosophische Entwicklung Husserls und die Vielfalt seiner phänomenologischen Analysen in eine einheitliche Perspektive zu bringen, ohne dass diese Einheit etwas Gezwungenes oder Ausgedachtes an sich hätte. Diese Perspektive ist die des transzendentalen Idealismus, während dessen Ausarbeitung Husserl immer deutlicher erkennt, dass der konstitutive Prozess nicht in einer zweifaltigen Struktur (Subjektivität-Welt), sondern in einer dreifaltigen Struktur (Subjektivität-Intersubjektivität-Welt) gesehen werden muss (vgl. S. 80). Zahavi zeigt überzeugend, wie diese ab 1905 sich abzeichnende Wende zur Transzendentalphilosophie keinen Bruch mit einer vorgeblich »realistischen« Position der Phänomenologie in den *Logischen Untersuchungen* darstellt, sondern vielmehr

folgerichtig auf das Motiv zurückgeht, die »metaphysische Neutralität« (S. 41) der ersten phänomenologischen Analysen zu verabschieden, da gerade die Nichtthematisierung von Existenz und Wirklichkeit zu Zweideutigkeiten geführt hat (zum phänomenologischen Metaphysikbegriff vgl. S. 64ff.). Von der anderen Seite ist auch Husserls späte Analyse der Lebenswelt kein Bruch mit dem transzendentalphilosophischen Projekt (vgl. S. 138f.) und wird letztlich erst durch Husserls Problemstellung, die konstituierende transzendente Subjektivität gegenüber früheren ›cartesischen‹ Versuchen auf adäquatere Weise zugänglich zu machen, verständlich. Somit zielt Zahavi insgesamt darauf ab, die Kontinuität in Husserls phänomenologischer Arbeit kenntlich zu machen, um dadurch die philosophiehistorisch gängigen Schematisierungen seines Denkens in ›Brüchen‹ oder ›Phasen‹ zu relativieren (vgl. bes. S. 148). Auffällig ist, dass für Zahavi auch die Unterscheidung von statischer und genetischer Phänomenologie aus diesem Grund keine tragende Rolle innehat.

Ein weiterer Vorzug des Buches ist der durchdachte Aufbau der Darstellung: Im ersten Teil werden die in den *Logischen Untersuchungen* entwickelten phänomenologischen Grundbegriffe (v.a. Intentionalität) erläutert, die ja gemäß der Kontinuitätsthese von bleibendem Wert sind und auch den späteren Analysen zugrunde liegen. Im zweiten Teil werden dann Husserls transzendentalphilosophische Konsequenzen mitvollzogen und dabei die zentralen Begriffe der Epoché, Reduktion und Konstitution ausführlich erörtert. Zahavi nimmt sich bei dieser Gelegenheit viel Zeit für die so genannte (vor allem angelsächsische) Noema-Diskussion, die sich um den Status des intentionalen Gegenstandes bei Husserl dreht (s. S. 58–69). Anhand ihrer macht Zahavi den nicht-repräsentationalistischen und ontologischen Charakter der Phänomenologie fest: Sinn und Sein erweisen sich als untrennbare Dimensionen. Die Konzeption des dritten Teils ist besonders raffiniert: In ihm widmet sich Zahavi detailliert ausgewählten Einzelanalysen zu Zeit, Leib, Intersubjektivität und Lebenswelt, zeigt dabei aber jeweils, dass es sich nicht einfach nur um eine Anwendung der phänomenologischen Grundbegriffe auf bestimmte Themen handelt, sondern dass diese Sachgebiete insbesondere beim späten Husserl zu einer Weiterentwicklung der Grundbegriffe und zu einer Ausdifferenzierung des transzendentalen Idealismus führen. Die allgemeine Tendenz dieser Ausdifferenzierung wird besonders im aufschlussreichen Vergleich mit Kants Position schlagend: Das transzendente Subjekt, um das sich die ganze Husserlsche Phänomenologie dreht, ist kein prinzipientheoretisches Abstraktum, sondern ein individuelles, leibliches, soziales, weltliches, endliches Konkretum (vgl. S. 50 u. S. 112f.). Einer der schönsten Ausdrücke, den Zahavi für die neu verstandene transzendente Subjektivität bei Husserl entdeckt, ist der des »Weltbewusstseinslebens« (S. 78 u. S. 139). Zahavi möchte insbesondere plausibel machen, dass die »intersubjektive Transformation der Transzendentalphilosophie« (S. 114) nicht erst mit Apel und Habermas beginnt.

Eine transzendentalidealistische Lektüre der Phänomenologie Husserls ist natürlich alles andere als ›originell‹. Die große Stärke des Buches liegt – einmal abgesehen von der stilistischen Klarheit, Umsicht und Eigenständigkeit der Darstellung – aber darin, diese Position in den Einzelanalysen konsequent zu erproben, wodurch der Leser zusehen kann, wie sich der transzendente Idealismus allmählich vertieft. Diese detailreichen Einzelanalysen, in denen sich dann auch einige Zahavische ›Originalitäten‹ finden lassen, können hier nicht wiedergegeben werden. Zahavis Darstellung empfiehlt sich nachdrücklich als neue *Standard-Interpretation* von Husserls Phänomenologie, weil sie den traditionellen Gesichtspunkt des transzendentalen Idealismus auf eine Weise entwickelt, die die durch eine Heideggersche Brille formulierten Einwände gegen

Husserl («Solipsismus», «Metaphysik der Präsenz» etc.) alt aussehen lassen – was sie ja auch sind. Die Auseinandersetzung mit diesen Einwänden nimmt bei Zahavi breiten Raum ein. In diesem Rahmen wird außerdem deutlich, dass sich der vertiefte transzendente Idealismus Husserls in einer großen sachlichen Nähe zu den Ausführungen späterer, explizit anti-idealistischer phänomenologischer Autoren (etwa Merleau-Pontys) bewegt.

Eine Standard-Interpretation ist natürlich kein letztes Richtigkeitsmaß, aber die vorläufig beste sachadäquate Deutung, auf die künftige abweichende Interpretationen rekurrieren sollten. In diesem Sinne könnte man sich etwa die Frage stellen, ob es angemessen ist, die Konstitution als eine »kognitive« Leistung zu bezeichnen, wie es an einer Stelle (S. 48) geschieht: Wird mit dem Gebrauch dieses Begriffs nicht bereits wieder ein objektivistisches Modell über die Konstitution gelegt, was es auf alle Weise zu vermeiden gilt? Ferner tut sich ein weites Fragefeld mit einer Konsequenz auf, die Zahavi aus seiner Diskussion des Noema-Problems zieht: Nach Zahavi lässt sich nämlich in der transzendentalen Einstellung »keine ontologische Unterscheidung mehr aufrecht erhalten zwischen der konstituierten Gültigkeit und Bedeutung eines Gegenstandes und seiner Wirklichkeit und seinem Sein« (S. 67). Folgt aber aus der Untrennbarkeit von Sinn und Sein, wie sie oben als phänomenologische Konsequenz erwähnt wurde, wirklich die Identität von Gelten und Existieren? Hat man es in der Konstitution von sinnlichen Wahrnehmungsgegenständen bereits mit geltenden Bedeutungen zu tun? Dagegen ließe sich die basale phänomenologische Einsicht einwenden, dass Existenz gerade nicht im Gelten einer Bedeutung aufgeht. Im Rahmen der These der Untrennbarkeit von Sein und Sinn könnte sich deshalb eine Unterscheidung zwischen »existierendem Sinn« und »geltender Bedeutung« als nötig erweisen – dies führt uns aber bereits über die Diskussion um die rechte Husserl-Deutung hinaus. Bleibt anzumerken, dass man dem Buch Zahavis an keiner Stelle anmerkt, dass es sich um eine Übersetzung handelt: Die Kooperation von Autor und Übersetzer muss in diesem Fall auf ideale Weise funktioniert haben.

II. Für die Einschätzung der beiden anderen Bücher darf nun Zahavis Darstellung als Vergleichsgrundlage herangezogen werden. Die Stärken von Mayers Einführung *Edmund Husserl* liegen eindeutig in den Ausführungen zu Husserls mathematisch-logischem Frühwerk bis hin zu den *Logischen Untersuchungen* sowie im Biographischen. Was Letzteres betrifft, präsentiert sie eine recht ausführliche Darstellung von Husserls Lebensweg und Werkentwicklung mit vielen interessanten Details. Was Ersteres betrifft, sind insbesondere Mayers Einzeldarstellungen der sechs logischen Untersuchungen sehr hilfreich, weil sie für eine eigene Lektüre dieser umfangreichen Studien eine gute Textorientierung bieten. Im Allgemeinen schätzt Mayer Husserls Einführung des phänomenologischen Ansatzes in den *Logischen Untersuchungen* sehr positiv ein und nimmt ihn gegen den damaligen Vorwurf eines Rückfalls in den Psychologismus in Schutz: Das Thema Husserls ist »jener wunde Punkt, der bei Gottlieb Frege völlig unaufgeklärt blieb, nämlich *wie* die subjektunabhängigen, ewigen, logisch bestimmten »Gedanken« von psychologischen Subjekten »erfasst« werden« (S. 53). In der Darstellung der einzelnen logischen Untersuchungen werden zentrale Husserlsche Unterscheidungen gelegentlich mit heute geläufigen sprachanalytischen Termini in Verbindung gebracht, etwa der Unterschied zwischen »ideal« und »reell« mit der Type-Token-Unterscheidung (vgl. S. 59), oder das Konzept der Fundierung mit dem Begriff der Supervenienz (vgl. S. 66). Insgesamt erscheint Mayers Darstellung des »logischen« Husserl, die auch viele traditionellere Elemente in Husserls Philosophie, wie die formale

Ontologie und die Wesensanalyse, beinhaltet (diese nicht phänomenologiespezifischen Elemente rücken bei Zahavi in den Hintergrund), als sehr verlässlich.

Doch bereits in den Ausführungen zum ›logischen‹ Husserl kündigen sich Missverständnisse an, welche die phänomenologischen Grundlagen betreffen und für die folgende Darstellung des ›transzendentalen‹ Husserl Böses ahnen lassen: Im Kontext der sechsten logischen Untersuchung versteht Mayer die anschauliche Fülle des evidenten Aktes als eine bildliche Repräsentation (?); darauf aufbauend möchte sie im selben Satz zwischen Präsentation und Repräsentation als zweier Auffassungen der bereits als Repräsentation definierten Fülle unterscheiden (vgl. S. 75). An diesem widersprüchlichen Satz macht sich eine unphänomenologische Stossrichtung bemerkbar: Präsentierende Wahrnehmung wird nicht als Akt *sui generis*, sondern als eine Art von Vorstellung/Repräsentation verstanden. Ferner führt sie in diesem Kontext bereits mit folgenden Worten die Idee einer genetischen Phänomenologie ein: »Die Schwierigkeiten, die Idee der adäquaten Synthesis mit den phänomenologischen Tatsachen der Wahrnehmung zu vereinen – nie sind uns zum Beispiel alle Seiten gleichzeitig gegeben; welche Rolle spielen also zum Beispiel die Erinnerung und die Zeit –, führen bereits tief in die spätere genetische Entwicklung der Phänomenologie hinein.« (S. 76) Das sich hier ankündigende Unverständnis bezüglich des genetischen Moments (was hat der Umstand, dass sinnliche Wahrnehmungen keine adäquate Evidenz zulassen, mit dem Einsatzpunkt der genetischen Phänomenologie zu tun?!) bestätigt sich später leider immer deutlicher: Mayer scheint letztlich transzendente Konstitutionsanalyse und genetische Analyse zu identifizieren (dies ist der Grund, wieso sie unverhältnismäßig oft von der – unverständenen – genetischen Phänomenologie spricht, während Zahavi nur einmal darauf zu sprechen kommt); der genetischen Phänomenologie gehe es um die »Entstehung des Bewusstseins« (S. 91), und die »Dinge, die dabei [= in der transzendentalen Welterfahrung] in den Blick geraten, sind [...] nicht mehr statisch in Beziehung stehende Entitäten, sondern strukturierte Prozesse, eben die Konstitutionsprozesse der Lebenswelt« (S. 92; vgl. auch S. 99). Zu dieser Identifizierung von genetischem und konstitutivem Moment (vgl. aber auch S. 115, wo Mayer auf Basis ihrer Vorannahmen vergeblich versucht, der Husserlschen Differenzierung von statischer und genetischer Konstitution einen guten Sinn abzugewinnen) stößt in den Erläuterungen zur transzendentalen und zur eidetischen Reduktion noch eine Identifizierung von Transzendentalität und Essentialität. Dies wird daran ersichtlich, dass laut Mayer die Rede von einem transzendentalen Bewusstsein dadurch gerechtfertigt ist, dass »es nicht um konkrete Erlebnisströme, sondern um deren essentielle Strukturen« (S. 93) gehe. Das transzendente Bewusstsein wird also fälschlich (s.o. Zahavi-Abschnitt) als eine Wesensallgemeinheit aufgefasst, die von den empirischen Subjekten »exemplifiziert« wird. Für Mayer scheinen demnach der transzendente und der eidetische Charakter der Phänomenologie zu koinzidieren. Ein weiteres Indiz dafür ist, dass sie zur eidetischen Reduktion *im Rahmen der transzendentalen Reduktion* nichts zu sagen hat, was über die bereits aus den *Logischen Untersuchungen* bekannte Ideation hinausgeht, obgleich sie der eidetischen Reduktion einen eigenen Abschnitt *nach* einem Abschnitt zur phänomenologischen Reduktion widmet.

Wie auf Basis des verfehlten und ungeklärten Grundsinn des transzendentalphänomenologischen Verfahrens zu erwarten ist, enthalten die weiteren Ausführungen zu Einzelthemen der Phänomenologie Husserls viele und lange unverständliche Passagen, die am wenigsten einem Husserl-Einsteiger zugemutet werden dürfen. Manches ist dafür ganz einfach falsch, wie in den Ausführungen zur

Lebenswelt, die von Mayer als »Grund aller Konstitutionen« (S. 136) bezeichnet wird und in der sich laut Mayer der Sinn der transzendentalen Reduktion erfüllen soll: »In dieser ›echten transzendentalen Reduktion‹ eröffnet sich nicht mehr das Feld der Subjektivität, sondern die Lebenswelt mit ihrem spezifischen lebensweltlichen Apriori.« (S. 136f.) Die abschließenden Kapitel zur Ethik sowie zur Husserl-Rezeption scheinen mir verhältnismäßig wieder besser gelungen, bleiben aber unergiebig. Ein Ärgernis ist übrigens auch das (wenigstens von der Idee her) nach Kapiteln sortierte Literaturverzeichnis, in dem man die im Text mit Jahreszahl zitierte Literatur oft einfach nicht findet (z.B. der S. 65 zitierte Willard 2003 ist gänzlich unauffindbar).

III. Gerade angesichts des in Mayers Einführung notorischen Unverständnisses gegenüber dem Einsatzmoment der genetischen Phänomenologie scheint es angebracht, abschließend noch kurz auf Schnells Studie *Husserl et les fondements de la phénoménologie constructive* (leider nur französisch) hinzuweisen. Einige Kenntnisse in klassischer deutscher Transzendentalphilosophie vorausgesetzt, kann dieses Buch ohne weiteres als eine Einführung in Husserls Phänomenologie gelesen werden, da in ihm Husserls Grundbegriffe, die phänomenologische Methode sowie einige zentrale phänomenologische Analysen (zu Intentionalität und Bedeutung, Einbildung und Phantasie, Zeitbewusstsein, Trieb und Instinkt, Intersubjektivität) ausführlich erörtert werden. Der besondere Wert des Buches ergibt sich dadurch, dass diese Themenpalette durch ein Leitmotiv verbunden ist: die Unumgänglichkeit von konstruktiven Verfahren ab einem gewissen Niveau der phänomenologischen Deskription. Diese These versucht Schnell vor allem anhand der Zeitlichkeit, der Motiviertheit und der Intersubjektivität des Bewusstseins zu bewähren (vgl. Kap. IV – VI des Buches). In diesen Bereichen stößt die Konstitutionsanalyse laut Schnell auf letzte Fakta, die sich deskriptiv nicht weiter rechtfertigen lassen (vgl. S. 19f u. S. 279f.). Dem begegne die Husserlsche Phänomenologie durch ihre genetische Wende, in der Schnell die phänomenologische Konstruktion verankert sieht: Phänomenologische Fakta, die nach einer Konstitutionsanalyse in der Immanenzsphäre des Bewusstseins als nicht reduzierbarer »Rest« übrig bleiben, müssen in Rekurs auf eine *vorimmanente* und *vorphänomenale* Sphäre genetisch rekonstruiert werden. Eine phänomenologische Konstruktion ist gemäß Schnell also die Rekonstruktion »der Genese einer Faktualität« (S. 73 u. S. 202). Diese Rekonstruktion der Genese einer Faktualität möchte Schnell als allgemeines Kriterium für die genetische Phänomenologie festsetzen, welches das folgende oft gehörte diffuse Kriterium ersetzen soll, nämlich dass sich die genetische Phänomenologie mit der von der statischen Phänomenologie vernachlässigten *zeitlichen* Dimension beschäftige (vgl. S. 201). Jedoch wird auch Schnells Auffassung der genetischen Phänomenologie sicher kontrovers bleiben, da sie Husserls eigener Ansicht nicht ganz zu entsprechen scheint: Nach Zahavi wenigstens geht es in Husserls genetischer Phänomenologie konkret um den Ursprung und die Sedimentationsgeschichte von Gegenstandstypen und intentionalen Strukturen (vgl. S. 97 bei Zahavi). Dennoch könnten sich Schnells Bemühungen um den »konstruktiven« Husserl als sachlich berechtigte Ergänzung in der Darstellung des Husserlschen transzendentalen Idealismus erweisen. Bleibt der Hinweis auf eine Formalität, die die Lektüre des Buches besonders angenehm gestaltet: Den eigentlichen Ausführungen ist eine detaillierte 10-seitige Inhaltsangabe vorangestellt, die alle im Buch behandelten Themen, Thesen und Argumente zusammenfasst. Einen solchen Dienst am Leser würde man sich auch in deutschsprachigen Publikationen öfter wünschen.

Peter Gaitsch, Universität Wien

peter.gaitsch@univie.ac.at